

„EIN MÜDER DON QUIJOTE“

Über die Zeit nach seiner Aufdeckung der Fälschungen von Claas Relotius sagt Juan Moreno: „Ich würde mein letztes Jahr niemandem wünschen.“ Hilmar Poganatz traf den Reporter in Berlin zum Gespräch über seine Motivation und Zukunft.

Das Gespräch mit Juan Moreno findet in den Räumen des Berliner Journalistenbüros Blockfrei statt. Hier war er vor fünf Jahren kurzzeitig Zwischenmieter, während er sein Buch „Uli Hoeneß – Alles auf Rot“ schrieb. Moreno ist erst am Vorabend aus Malta zurückgekehrt, wo er für den Spiegel unterwegs war. Der Reporter trägt auch drinnen einen Schal, hustet häufig und sieht ziemlich müde aus.

Herr Moreno, Sie recherchieren zum Tod von Daphne Caruana Galizia auf Malta. Sie können also weiterhin normal arbeiten – trotz des Rechtsstreits mit Relotius?

Juan Moreno: Es gibt keinen Rechtsstreit – der ist nach wie vor nur angekündigt. Es ist trotzdem nicht ganz einfach, normal weiterzuarbeiten. Erst kam im September die Buchveröffentlichung, dann viele Interviews rund um die Buchmesse. Dann die Forderung auf Unterlassung von Relotius' Anwalt, die mich dazu zwang, noch mal mit meinen Quellen zu sprechen und alle Belege zu prüfen.

Ich bin jetzt gut vorbereitet und versuche, zu meiner anderen Arbeit zurückzukehren. Ich hatte bereits vor Veröffentlichung des Buches mit dem Verlag abgesprochen, dass es keine Lesereise geben würde. Nach dem Buch sollte das Thema Relotius für mich erledigt sein.

„Mamá, Papá, no os preocupéis, ya ha acabado todo.“ So lautet der letzte Satz Ihrer Danksagung im Buch: Mama, Papa, macht euch keine Sorgen, jetzt ist alles vorbei ... (lacht laut) ... ja, wenn man über Fehler in dem Buch reden will, dann war das eindeutig einer. Ich dachte wirklich, es wäre endlich mit Relotius in meinem Leben vorbei. Offenbar irrte ich mich.

In Ihrem Buch erwähnen Sie Martin Schulz als Beispiel für den üblichen Erregungszyklus im Mediengeschäft: Erst „hochschreiben“, dann abstürzen lassen. Passiert das auch mit der Medienfigur Moreno?

Ein Kollege der Bild-Zeitung hat mir mal gesagt: Journalisten sind Aufzugfahrer. Wir wollen, dass der Aufzug sich bewegt. Immer rauf und runter. Ich hatte nur bedingt im Griff, was aus dieser Geschichte gemacht wird.

Ihnen wird teils vorgeworfen, Ihre Geschichte mit Relotius zu kommerzialisieren. Hätte der Ruhm als Aufdecker des Betrugs nicht gereicht?

Eine interessante Frage. Das Interview, das wir gerade führen, ist auch eine Kommerzialisierung der Relotius-Geschichte, denn für dieses Interview erhalten Sie ein Honorar, nehme ich an. Ist das somit legitim, was Sie hier gerade tun? Der Ge-

danke, dass ich als Journalist, der einen Skandal aufgedeckt hat, seine Sicht der Dinge nicht öffentlich machen sollte, weil ich damit die Sache monetarisiere, ist einigermassen absurd. Darf man über eine Hungersnot schreiben und ein Honorar verlangen? Kommerzialisieren Sie damit nicht das Elend fremder Menschen?

Immerhin sind Sie in der Folge der Ereignisse nun zum „Journalisten des Jahres“ gewählt worden. War Relotius rückblickend gesehen ein Glücksfall für Sie?

Ich würde mein letztes Jahr niemandem wünschen. Rein beruflich war es ein erfolgreiches Jahr. Ich bin viel bekannter. Ich merke es, wenn ich irgendwo anrufe und mich um ein Interview bemühe. Es ist deutlich leichter geworden, an Gesprächspartner zu kommen. Ich bekomme auch viele Informationen und Aktenkopien zugesteckt. Auch wenn ich mich über die Wahl zum „Journalisten des Jahres“ freue: Auf dieses Jahr hätte ich gerne verzichtet.

Haben Sie den Eindruck, dass die drohende Klage gegen Sie Ihrem Ruf schadet?

In der Sache selbst gibt es bisher lediglich Vorwürfe von jemandem, von dem sein Anwalt sagt, dass er offensichtlich krank ist – womit offensichtlich gemeint ist, dass

VITA

Juan Moreno

Sein Vater ging nur vier Jahre zur Schule. Dort gab es ein einziges Buch, eine alte Enzyklopädie, in der es der Vater bis zum D schaffte. Juan Moreno wurde im tiefsten Andalusien geboren, 1972, Franco regierte noch in Madrid. Als sein Vater Arbeit in einer Reifenfabrik im hessischen Hanau bekam, baute sich die Familie eine Existenz in Deutschland auf. Hier wuchs Moreno mit zwei Brüdern auf, ging auf die Realschule, dann aufs Gymnasium, studierte VWL und war erstaunt, als er einen Platz an der Deutschen Journalistenschule in München bekam. Er wurde Redakteur für ARD-Talkshows, Radiomoderator beim WDR, arbeitete für die Süddeutsche Zeitung und verfasste mehrere Bücher. Seit 2007 ist er für den Spiegel als freier Reporter unterwegs. Als das Magazin ihn 2018 als Co-Autor von Claas Relotius an die Südgrenze der USA schickte, deckte er dessen Machenschaften auf – zunächst gegen große Widerstände in der Redaktion.

Die Folgen des Fälscherskandals lösten anhaltende Debatten über Standards und Qualitätssicherung im Journalismus aus. Auch deshalb wählte die Jury Moreno zum Journalisten des Jahres 2019 (siehe *Special JdJ2019, Seite 4*).



Im September erschien das Buch von Juan Moreno: „Tausend Zeilen Lüge“ (288 Seiten, Rowohlt 2019). Claas Relotius hat über seinen Anwalt nach erfolgloser Abmahnung eine Klage gegen einzelne Punkte angekündigt. Bis Andruck dieser Ausgabe am 17.12. war diese jedoch nicht eingegangen.

sein Mandant Claas Relotius ein notorischer Lügner ist. Deshalb warte ich jetzt erst mal auf die schon lange angekündigte Klage und dann wird man sehen, worum es eigentlich geht. Schade ist, dass manche Kollegen sofort auf den Versuch hereinfallen, mich in diesen Sumpf herunterzuziehen.

Das scheint Sie wütend zu machen?

Was mich wundert, ist, dass aus einem wirklich wichtigen Thema für unsere Branche ein Duell zwischen Relotius und Moreno gemacht wird. Die Konstellation war: Claas Relotius gegen den Journalismus, gegen die Wahrheit, gegen die Leser, die er betrogen hat. Was machen die Betrügereien dieses Mannes mit einer Branche, die sich der Fake-News-Debatte stellen muss? Jetzt gibt es einen Spin der Geschichte, plötzlich heißt das Duell Relotius gegen Moreno. Dieser Spin hat bei einigen wenigen Kollegen funktioniert. Vor Kurzem hatte Relotius den gesamten Journalismus als Gegner, jetzt wird zum Teil so getan, als sei da nur noch einer: Juan Moreno.

Journalisten mögen so etwas, der Kampf Mann gegen Mann, das Runterbrechen auf Einzelschicksale ...

Zugegeben, es ist catchy, weniger komplex. Die Geschichte des vermeintlichen Helden, der jetzt möglicherweise gefallen ist.

Die Gesetze des Journalismus sind, wie sie sind. Ich werde sie nicht ändern. Jeder Kollege muss für sich entscheiden, was er damit macht.

Was ist in Ihren Augen Ihre größte Stärke?

Das ist immer eine schwierige Frage. Ich würde sagen: Ich bin ein miserabler Netzwerker, das heißt, ich schulde nicht vielen Leuten einen Gefallen. Ich verfolge keine Agenda, ich muss nirgendwo etwas werden.

Das ist ein Vorteil, denke ich. Denn es wird immer schwierig, wenn man in gewissen Strukturen ist und sich genau überlegen muss, was für Konsequenzen es hat, was man schreibt.

... also Stärke und Schwäche zugleich?

Es ist beides. Denn wenn ich wahnsinnig gut vernetzt wäre in der Branche, wären ein paar Angriffe womöglich ausgeblieben.

Wenn wir eine Karikatur von Ihnen gedruckt hätten, was sollte die zeigen?

(denkt länger nach ...) Bleiben wir doch phänotypisch bei meiner Herkunft. Ich wurde in Spanien geboren, als Sohn andalusischer Bauern. Zeichnet mich als einen derzeit extrem, extrem müden Don Quijote.

Schönes Bild, ich sehe die Windmühlenscheitelpfeile vor mir ...

Ja, das kann man jetzt natürlich wieder falsch deuten: Aha, Don Quijote, der hat ja Fantasien gehabt. Für mich aber ist Quijote jemand, der wenigstens versucht, für die richtige Sache zu kämpfen, und dafür viel auf die Nase bekommt.

Cervantes' „Don Quijote“ ist ein spanisches Nationalepos. Ihr Migrationshintergrund scheint Sie zu beschäftigen, Sie sprechen das im Buch immer wieder an ...

Ich bin Spanier, warum sollte ich es leugnen? Mein Name ist Juan Moreno – da kommt naturgemäß oft die Frage: Ja, wo kommen Sie denn her? Aber auch um das gleich klarzustellen: Ich hatte in Deutschland nie das Gefühl, dass ich gravierende Nachteile erdulden musste, weil ich keinen deutschen Pass habe. Ich finde es für mich persönlich verkehrt, bewusst dagegen anzukämpfen, wenn jemand mich fragt, woher ich stamme. Natürlich könnte ich sagen: Ich bin aus Hanau – was ja stimmt. Aber ich glaube zu wissen, wie die Frage nach meiner Herkunft in der Regel gemeint ist. Viele Menschen sind neugierig. Sie sehen mein Äußeres, hören meinen Namen und fragen. Juan Moreno ist nun mal kein üblicher deutscher Name. Man sollte nicht überall eine böse Absicht unterstellen.

Sie sind nun selbst zu einer Medienfigur geworden. Welche Medien nutzen Sie persönlich?

Süddeutsche, die FAZ, Spiegel Online und den Spiegel, ich habe ein Abo der New York Times, ich lese viel den Guardian, sehr viel El País. Ich bin Vielleser.

Lesen Sie mehr gedruckt oder digital?

Mehr Print. Mein Problem mit den elektronischen Medien ist die Endlosigkeit. Jeder Link führt wieder zu etwas Interessantem, und so starte ich mit einem Text

über die Lage in Bolivien, komme zu Venezuela, weiter zu Chile. Ich muss da aufpassen. Allerdings bin ich nicht auf Social Media unterwegs, das spart viel Zeit.

Wer sind Ihre journalistischen Vorbilder?

Vor meiner Reporterzeit war ich ein großer Kolumnenfreund. Ich fand Alexander Osangs Kolumnen aus den USA fantastisch. Ist eine Weile her.

Bei den Reportern ist das ein bisschen problematisch, weil mein Lieblingsreporter ein guter Freund von mir ist: Jochen-Martin Gutsch, ein brillanter Schreiber. Unter den Klassikern hingegen fällt es mir schwer, jemand herauszuheben. Ich mag viele.

Aber ganz von der Einzelperson gelöst habe ich schon ein gewisses Ideal: Ein Reporter, der schreibt, ohne sich Gedanken zu machen, was für Konsequenzen der Text für seine nächste Beförderung haben wird.

Also „sagen, was ist“ – über welche Themen schreiben Sie am liebsten?

Die Antwort darauf ist lächerlich: Ich bin Journalist geworden, weil mich wirklich alles interessiert. Ich habe mir gerade eine britische Gesprächssendung mit fünf ehemaligen Schwergewichtsboksern angeschaut – dabei interessiert Boxen mich nicht besonders. Aber das Gespräch war faszinierend. Wenn jemand klug und mit Begeisterung über ein Thema reden kann, interessiere ich mich für ihn.

Ist das nicht ein Problem für die Recherche, wenn man sich in jedes Thema immer ganz von vorn einarbeiten muss?

Ja, das ist ein Problem und zugleich ein Privileg. Man lernt immer wieder Neues, gerade bei Recherchen vor Ort, selbst wenn man am Schreibtisch dachte, bereits alles gelesen zu haben.

Sind Sie normalerweise zufrieden mit den Geschichten aus Ihrer Generalistenfeder?

Nein, ich neige zur Unzufriedenheit. Mir sind Leute suspekt, die ihre eigenen Stücke fantastisch finden. Ein Journalist sollte sein kritischster Leser sein.

Sie haben kein eigenes Lieblingsstück?

Wenn ich mir einen aussuchen müsste, wäre es ein uralter Text aus der Süddeutschen. „Es ist nur so ein Gefühl – Der Deutsche findet Chinatown in New York inter-

essant und Kreuzberg in Berlin bedrohlich. Dazu ein paar Fragen eines Gastarbeiterkindes.“ Ich schrieb – eher ironisch –, wie es sich für mich anfühlte, in Deutschland als Einwanderer aufzuwachsen, und wie schwer ich mich mit der Forderung nach Integration tue. Ich argumentierte viel mit dem Grundgesetz und machte mich über Innenminister Schily lustig. Mir schrieb damals ein Richter des Bundesverfassungsgerichts. Er mochte den Text und bei mir blieb das hängen.

Wie nähern Sie sich Protagonisten, um sie zu öffnen?

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Transparenz einem am meisten hilft. Keine Show, kein Lügen. Wenn die Leute wissen, woran sie sind, können sie entscheiden, wie viel sie mir erzählen. Ich habe keine Masche, keine Tricks. Ich mache den Protagonisten klar, dass sie ihre Inhalte rüberbringen können, aber sie wissen auch, dass ich im Text meine eigenen Passagen dazustellen werde.

Und wie halten Sie es mit der Autorisierung?

Ich biete eine Autorisierung von Zitaten nicht von mir aus an, aber viele Redaktionen verlangen das, also mache ich das. So auch für den Spiegel. Sonst gilt in meinen Interviews, wenn es nicht anders vereinbart wurde, das gesprochene Wort. Die Autorisierung ist eine spezifisch deutsche Einrichtung. Nicht zuletzt auf Druck der Rechtsabteilungen der Verlage entstanden, denn machen wir uns nichts vor: Autorisierung bedeutet oft einfach nur die Möglichkeit, Fragen und Antworten im Nachhinein zu verändern, so dass man besser dasteht. Auch dieses Interview wird schließlich autorisiert.

Zum Thema Dramaturgie gab es nach Relotius eine große Debatte: Provoziert eine Branche, die „Heldenreisen“ fordert, den nächsten Hochstapler?

Ich halte Dramaturgie und die Konstruktion von Geschichten für fundamental. Das ist eine Kunst. Kollegen, die beim Film sind, haben oft genauso viele Schnitt- wie Drehtage. Man muss aus der Recherche etwas machen, was der Leser konsumieren möchte. Entscheidend ist, dass die Dramaturgie nicht vorher feststeht.

Stichwort Emotionen. Auch Sie spekulieren ja in Ihrem Buch, wie sich Claas Relotius in bestimmten Lebensphasen gefühlt haben mag. Darf ein Reporter also in den Kopf seines Protagonisten krabbeln?

Nein, darf er nicht. Es gab diese Unsitte, ganze Absätze komplett im Kopf des Protagonisten zu sein. Ich habe in meinem Buch darauf geachtet, das auseinanderzuhalten. Wenn ich Relotius' Verhalten deute, sind diese Gedanken klar als meine eigenen gekennzeichnet, etwa durch Sätze wie: „Ich stelle ihn mir in dieser Zeit wie einen Solokletterer vor“ oder „vermutlich dachte er ...“. Das ist legitim. Wenn das nicht mehr geht, könnte man nur noch Texte mit Tatsachenbehauptungen schreiben, ohne Interpretation oder Deutung durch den Autor.

Ein Beispiel: Erwin Koch wurde angegriffen, weil er angeblich zu sehr im Kopf der Leute steckte. Ich habe ein Reportage-Seminar mit Erwin Koch besucht. Bei dieser Gelegenheit erzählte er, dass er seinen Protagonisten über 200 Fragen stellt, darunter die Frage: Wie war Ihre Geburt? Also kann Erwin Koch, wenn er danach gefragt hat, eine Passage schreiben, in der er sagt: Protagonist X dachte in dem Moment dies und das. Aber noch mal: Nur, wenn man das vorher gefragt hat.

Nach Relotius hat eine branchenweite Debatte über journalistische Standards begonnen. Was sind richtige Lehren aus den Ereignissen – und gibt es auch falsche?

Ein falscher Schluss wäre ein Generalverdacht gegenüber Journalisten im Allgemeinen und Reportern im Speziellen. Wenn ich mit Kollegen spreche, gerade mit Freien, höre ich, dass das Misstrauen gewachsen ist. Richtige Konsequenzen aus Relotius' Betrugereien wären gewesen, jetzt mehr in die Recherche zu investieren, den Freien mehr Zeit zu geben, Reportern im Sinne des Vier-Augen-Prinzips stets einen Fotografen mitzuschicken, den Autoren mehr Zeit zum Verifizieren zu geben und das Ganze dann entsprechend zu bezahlen. Mein Eindruck ist, dass das nicht stattfindet.

Wie sehen Sie denn die Situation der Freien, wie hat die sich verändert?

Der Druck erhöht sich. Es gibt Verlage, die von den Freien schriftlich verlangen,

keine Fehler mehr zu machen, die in bestimmten Fällen sogar Geldstrafen vorsehen, dieselben Verlage, die sich ein Fakten-Checking im eigenen Haus weitestgehend sparen. Das ist so, als würde ein Autohersteller zum Qualitätsmanagement gehen und sagen: Ihr seid alle entlassen, weil wir hier einen Zettel von den Ingenieuren haben, auf dem sie garantieren, dass sie keine Fehler mehr machen. Fehler entstehen nicht zuletzt durch Mangel an Zeit. Und wenn ich sehe, dass Redaktionen große Reportagen beauftragen, dafür aber weniger Honorar bezahlen, als ein Handwerker an einem Tag verdient, muss man sich wirklich fragen, ob wirklich die richtigen Lehren aus dem Skandal gezogen wurden.

Die ökonomische Dimension der Debatte geht also unter?

Die größte Gefahr für den Journalismus sind nicht Fälscher wie Relotius. Die Gefahr ist, dass viele Journalisten faktisch keine Zeit haben, den Beruf so zu machen, wie man ihn eigentlich machen sollte.

Das gilt für viele freie Kollegen, aber durch den enormen Spatzwang trifft das auch viele Festangestellte gerade in kleineren Redaktionen. Viele Freie müssen heute den Spagat schaffen zwischen der Arbeit für seriöse Medien und den Content-Anbietern, deren Honorare sie zum Überleben brauchen. Es gibt Freie, die mir sagen: „Manch-

mal leiste ich mir eine Reportage für die und die Zeitung.“

Das heißt konkret, dass Freie einen Reportage-Auftrag annehmen, der ökonomisch unsinnig ist. Sie subventionieren also den Verlag, von dem es dann heißt: „Na ja, wenn du für uns schreibst, bekommst du Aufträge von anderen.“ Das ist eine strukturelle Gefahr für den Journalismus, über die viele Verlage nicht so gerne berichten.

Sie arbeiten selbst frei, aber unter vergleichsweise luxuriösen Bedingungen. Wie stark sind Sie an den Spiegel gebunden?

Ich habe einen Vertrag, der ausschließt, für drei Hauptkonkurrenten des Spiegel zu schreiben. Dieser Vertrag kann jederzeit ohne Angabe von Gründen gekündigt werden. Damit stehe ich schlechter als Festangestellte da, aber im Vergleich zu vielen freien Kollegen besser.

Trotzdem gilt für mich die goldene Regel aller Freien: Ich bin immer nur so gut wie der letzte Text.

Viele finden es unanständig, dass der Spiegel Sie nicht fest angestellt hat. Allerdings soll Ihnen das Magazin dann doch eine Festanstellung angeboten haben ...

Ich habe das auch in einem Branchenblatt gelesen. In dem Stück wurde darüber spekuliert, wie mein Verhältnis zum Spiegel wohl sein mag. Schwierig, meint besagtes Branchenblatt.

Ich kann sagen, das Verhältnis ist unaufgeregt-professionell. Sie schmeißen keine Party, wenn ich komme, und sie hätten nichts dagegen, wenn ich dieses Interview nicht geben würde, und damit wieder jeden an den Relotius-Skandal erinnere.

Was die Festanstellungsdiskussion angeht: Ich habe mit Ressortleitern über eine mögliche Festanstellung geredet, die darüber bekanntermaßen aber nicht entscheiden. Mir wurde von der Chefredaktion, ohne dass auch nur ein einziges Mal über irgendwelche finanziellen oder sonstigen Konditionen einer Festanstellung geredet wurde, eine freie Mitarbeit im Auslandsressort angeboten. Die habe ich angenommen.

Hätten Sie eine feste Stelle angenommen?

Ja, ich habe vier Kinder.

Sie machen Lesungen in Journalistenschulen, sprechen mit jungen Leuten. Welchen Eindruck haben Sie: Muss sich in der Ausbildung etwas ändern?

An der DJS hat mir eine junge Kollegin neulich erklärt, dass sie keinen Text veröffentlichten würde, in dem nicht alles durch zwei Quellen belegt ist. Das halte ich für eine sportliche Herangehensweise. Die Bundesliga-Berichterstattung würde meines Erachtens sofort zusammenbrechen, weite Teile der bundespolitischen Nachrichtenproduktion vermutlich auch.

Dieser Ansatz ist mir ein wenig zu dogmatisch. Mir ist eine gute Quelle, die ich sorgfältig aufgebaut habe, lieber als zwei Quellen, über die ich nichts weiß und die im Zweifel nichts taugen.

Entscheidend finde ich an Journalistenschulen, dass wir den jungen Kollegen diesen Beruf nicht zerstören. Das ist ein toller Beruf, trotz allem. Das Umfeld ist schwer, viel schwerer als früher, aber das ständige Untergangsgerede gepaart mit der Lust an der Selbsterfleischung, die eigene Kollegen in unserer Branche so sehr zu genießen scheinen, finde ich schwierig.

Also lieber weiter wie zuvor?

Es ist eine Frage des Maßes. Natürlich ist es richtig, wenn ein paar Dinge, die sich eingeschlichen haben, zurechtgerückt werden. Quellen klarer kennzeichnen finde ich in Ordnung.



Die Spiegel-Ausgabe Nr. 52/2018: Aufklärung in Sachen Relotius in eigener Sache: „Sagen, was ist.“ In der Hausmitteilung wurde Juan Moreno dann auch in Wort und Bild als der Enthüller der Fälschungen gewürdigt.

Genauso, wenn eine Redaktion sagt, dass sie den Mitschnitt eines bestimmten Zitats hören möchte. Oder die entsprechenden Notizen sehen will, oder ein Handyfoto. Das sollte in der Regel möglich sein.

Stichwort Misstrauen – einige Journalistenpreis-Jurys fordern inzwischen die Telefonnummern aller Protagonisten ein ...

Schwierig, würde ich sagen. Es mag zwar meist unproblematisch sein – in bestimmten Fällen aber auch nicht. Bei traumatisierten Gesprächspartnern zum Beispiel, sollen die sich einem Factchecking durch eine Jury unterziehen? Oder wenn Kollegen Jahre gebraucht haben, Kontakte in Unternehmen oder Parteien aufzubauen. Dann zu sagen: Wir würden gerne Ihren Whistleblower anrufen, wie ist noch mal die Durchwahl? Das halte ich für unrealistisch. Dieser Beruf beruht auf Vertrauen. Das fordern wir Journalisten von unseren Lesern und dafür müssen Redaktionen sorgen. Wenn sie oder Jurys zu Ermittlungsbehörden werden, läuft einiges falsch.

Auch beim Spiegel geht die Aufarbeitung weiter. Wie weit sind Sie da eingebunden?

Gar nicht. Ich habe vor Monaten im Rahmen des Kommissionsberichts mit Brigitte Fehrle gesprochen. Abgesehen davon stehe ich da außen vor. Der Spiegel ist traditionsgemäß sehr oft mit sich beschäftigt.

Finden Sie das nachvollziehbar?

Ich finde, dass ich das nicht kommentieren sollte.

Wie sehen Sie Ihre Zukunft beim „Spiegel“?

Mein wichtigster Auftraggeber ist der Spiegel, aber schon rein steuerrechtlich darf es nicht der einzige sein. Ich bin seit vielen Jahren freier Journalist und Buchautor, ich kann das auch weiterhin bleiben.

(Siehe auch Hintergrund Seite 22.)

HILMAR POGANATZ

ist freier Journalist und unterrichtet an Journalistenschulen auch das Thema „Storytelling“ (s. a. sein Beitrag in mm 4/19 „Anders erzählen – die Reportage nach Relotius“). Er leitet das Berliner Journalistenbüro Blockfrei. Von dort kennt er Juan Moreno als Kollegen und ehemaligen Untermieter.

poganatz@blockfrei.net



Lust auf die nächste Ausgabe?

Wie gefällt Ihnen „medium magazin“?
Wenn Sie die nächste Ausgabe zusammen mit der „Journalisten-Werkstatt“ nicht versäumen wollen, können Sie diese unter vertrieb@oberauer.com bereits heute vorbestellen.

Erscheinungstermin der Ausgabe 1/2020: 4. März



Medienfachverlag Oberauer | Fliederweg 4, 5301 Eugendorf, Österreich | www.oberauer.com | +43 6225 2700-0